

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

161 (13.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

25 Jahre Detigheim

Eine Leistung badischer Volkskunst

Es ist in diesem Jahre gerade ein rundes Vierteljahrhundert verfloßen, seitdem das Detigheimer Volkstheater zum erstenmal in Erscheinung trat, und wir dürfen aus diesem Anlaß dem loblichen Unternehmen in der uns benachbarten Gemeinde schon einige Aufmerksamkeit schenken. Wenn man den Ursprung dieses nunmehr in eine Tradition hineingewachsenen Volkstheaters nachgeht und sich die Fragen stellt, wozu und wegen das Theater gegründet wurde, warum es gerade in Detigheim geschah, so sieht man immer auf die Person des Pfarrers Saier, der am Anfang der Dinge stand. Diese personale Regierbarkeit drängte es eben einfach zum Wirken, sie suchte und schuf sich das Instrument, mit dem sie die Schätze des Schönen und Großen in ihrem Innern heben und an den Tag bringen wollte — mußte. Und da diese Tätigkeit gemeinnütziger, künstlerischer und erzieherischer Art ist, konnte sie von vornherein der Förderung der am kulturellen Niveau unteres badischen Volkes Interessierten gewiß sein.

Nun, das schöne Unternehmen hat sich durchgerungen; aus der Einwohnerlichkeit Detigheims wurde eine Spielgemeinde herausgebildet, die heute bis in die Stafflerie hinein gewahrt und durchtrainiert ist und auf die letzten Bünde der Regie reagiert. Ein sorgsam und fachverständig ausgeübter Stamm von Solisten bietet die Gewähr für künstlerisch einwandfreie Darbietungen. Leicht mag das alles nicht gemein sein. Was mag es für Mühe gekostet haben, die ungelerten mittelbadiischen Bauern zu einem dühnenmäßigen Sprechen zu zwingen, von Habitus und Geleg ganz abgesehen, dann die separaten Elemente zu einem Zusammenspiel zu bringen, sie zu dirigieren, die Chöre und Tanzgruppen zu der künstlerischen Höhe zu führen, auf der wir sie heute sehen. Der Regierende lenkt die tausend Hindernisse nicht, aber er gibt sie, und er faßt sein Gefühl zusammen in die Worte: Mut, und Wahrung vor diesem unerbittlichen, zähen Regierenden, der eine solche Schöpfung aus dem Boden zu stampfen will.

Natürlich ist in dieser Kreuzzug aus der Horizont des Detigheimer Naturtheaters nicht ganz kostenlos. Ein gewisser Rückgang der Besucherzahl aus dem Lande infolge der Arbeitslosigkeit und der gesunkenen Einnahmen, auch infolge der vielen verregneten Spieltage, hat sich bemerkbar gemacht. Die Amerikaner aus Baden-Baden erscheinen nicht mehr in so hellen Scharen, wie zu Anfang, obgleich der amerikanische Hoftheater in Berlin, der sich über diese Festspiele in heraus schmeichelter Weise äußert, versprochen hat, wieder nach besten Kräften für Detigheim zu werden. In Sankt Petersburg herrscht eben zur Zeit auch eine mächtige Flaute. So ist es zu begrüßen, daß der weitblickende Gemeinderat Detigheims sein Verständnis für die verbundene Kunst und den kulturellen Nutzen des Theatergedankens durch Bewilligung einer, wie wir hören, namhaften Zuschußsumme bekundet hat. Es wäre im Interesse der Sache zu wünschen, daß auch zum mindesten die umliegenden Dörfer dem Unternehmen einige Zuneigungen machen, und daß vor allem die Organisationskommission noch mehr als bisher einen Besuch der Naturbühne in ihr Bildungsprogramm aufnehmen.

Dieser Wunsch wird uns besonders nahegelegt durch die Tatsache, daß das Natur- und Volkstheater in Detigheim eine wertvolle Sammelstätte für das kunstliebende Publikum aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen parteipolitischen und konfessionellen Lagern darstellt. Detigheim ist eine Daseinsbrücke zwischen dem Erwerb- und politischen Lebens. Eine gesunde Erholungsstätte für den abgeheugten Stadtmenschen. Wer den empfindlichen Stundbau des Theaters vertritt, fühlt sich umzirt und eingetribbt von der naturgetreuen aufgebauten und ästhetisch nachgeahmten Alpenwelt. Die Reue, fällt sich jedenfalls losgerannt von allem, was draußen tobt und wogt.

Die Spielleitung ist in diesem Jahr wieder zu dem Festspiel zurückgekehrt, das in seiner Popularität immer unverwundlich und in seinem Freiheitspaßos stets zündend bleibt. Pfarrer Saier hat das Werk Schillers, ohne dem Text Zwang anzutun, der Beträumlichkeit seiner Naturbühne angepaßt und das Ganze durch zahlreiche gefangliche und choreographische Einlagen sowie sonstige Massenzene bereichert. Wir verzeichnen mit besonderer Genugtuung die verschiedenen Tanznummern, die die Detigheimer weibliche Jugend mit ebensoviel Charme wie Kunstfleiß absolviert. Herr Anton Köhler hat sich mit dem ideenreichen Arrangement und der technischen Durchbildung der Tanzgruppen ein besonderes Verdienst erworben. Dasselbe gilt in vollem Umfang von den ausdrucksvoll vorgetragenen Chören, die offenbar unter Leitung von Lehrer Leitz standen.

Die Einzeldarsteller haben an Sicherheit des Auftretens beträchtlich gewonnen, so daß auch nicht ein Rest von Dilettantismus mehr den Gesamteindruck beeinträchtigt. Die schlichten Reute spielen und sprechen absolut frei und gewandt, alle Jagdbücherei ist überwunden. Die Fiktion liegt wieder in den bewährten Händen des Herrn Oberinspektor Karl Müller, dessen Stimmkraft und starke Darstellungskraft ihn für die Figur des Schweizer Nationalhelden überaus geeignet erscheinen lassen. Man spürt bei Müller die Blutmärme eines starken Bühnentemperamentes, das alle Mäßen und Effekthasereien vermeidet und lediglich durch seine suggestiv wirkende Kraft wirkt. Wir haben noch nirgends zuvor in Detigheim einen Applan erlebt nach der Stelle, wo Tell dem sterbenden Gessler die Worte zuruft: „Du kennst den Schützen, lüge keinen andern“ und der Theaterregisseur fragt sich, wie es diese Darsteller fertig bringen, solche spontanen Ausbrüche von Applaus zu erzielen. Bei dem jugendlichen Melodist Anton Köhlers ist es genau so, was der Spieler aus der Waise herausholt, ist allerdings zum Erlaunen. Den finkern Gessler gab Hirschmirt Köhler mit gutem Verständnis und scharfer Charakterisierung. Hier ist wirklich ein Tyrann, wie er Schiller vorgezeichnet hat. Atinghausen und Walter Fürst sind zwei mit dieser Menschlichkeit empfundene und wiedergegebene Gestalten, mit denen Herr Karl Fischer und der Fabrikarbeiter Herr Josef Sched alle Ehre einlegten. Ein prächtiges Paar Frauen sind Tella Gattin (Frau Emilie Köhler) und Stauffaders Gattin (Frau Luise Hugel). Hier wächst die Darstellung der Charaktere sichtlich aus tiefstem Mitleiden heraus, und ein beachtliches künstlerisches Können bringt die Figuren zu noblen und würdevollen Ausdrücken. Als vorzügliche Sprecher erwähnen wir noch den Stausfacher des Herrn Leitz, den Rudenz Lechner, den Baumgärtner des Mediamers Köhler, den Herrs des Herrn Johann und Josef Köhlers sympathischen Hofmann. Herr Franz Holmann als Vertrauensmann von Bruner zeigte sowohl die adlige Haltung zu Pferde wie ein geistiges Beherrichen ihres Rats.

Die Wirkung des von musikalischen Einlagen begleiteten und untermalten Spiels ist eine geniale. Sie übertrifft weitaus die eines städtischen Theaters. Eine starke Ergriffenheit teilte sich den Zuschauern mit, und an den einzelnen Höhepunkten der Handlung konnte man bei vielen Damen Tränen der Rührung und Erschütterung beobachten. Ein herzliches Bravo dem Ensemble und seinem Leiter! Wir wünschen dem Volkstheater einen guten Start in sein zweites Vierteljahrhundert!

Am kommenden Sonntag, den 17. Juli, fährt ab Heidelberg 11.50 Uhr und ab Offenburg 12.10 Uhr je ein Sonderzug zu halben Preisen zum Spiel nach Detigheim mit Halt auf allen Stationen.

Morgenlied eines Arbeiters

Wach auf, mein Kind! Wach auf, mein Sohn!
Der Morgen steht vor den Toren.
Wir brauchen Brot. Wir brauchen Lohn,
zur Arbeit bist du geboren.

Wach auf, mein Sohn! Wach auf, mein Kind!
Die Sterne müssen erlöschen.
Es weht der nasse Morgenwind
in allen Vorstadtgassen.

Die Nacht geht hin, die Zeit verfließt,
Sirenen heulen schon wieder.
Auf allen Wegen in der Welt
gehst du und deine Brüder.

Das Brot ist rar, der Lohn ist knapp,
der Morgen steht vor den Toren.
Nun schütte alle Träume ab!
Zur Arbeit bist du geboren!

Alfred Thieme.

Der Volksfunk

Aus dem Fest können wir auch wieder eine ganze Menge lernen: Für den Bastler wird der Bau des Volksfunk-Schirmgitterveräters, umschaltbar von 100 bis 2200 m, beschrieben, der eine Standard-Apparatur werden wird. Eine Beschreibung über die Fabrikation der Grammophonadel ist auch interessant. Die Schachede bringt Schallplattenpreise für richtige Lösungen. Die Frauen werden gern etwas über Parfümerien sehen und lesen. Die Verwendung des Rundfunks im Krankenhaus wird gezeigt, ebenso wie die aktuellsten Ereignisse in der „Volksfunk“-Wochenschau. Eine ausführliche prinzipielle Auseinandersetzung „Rundfunk und Arbeiterchaft“ beginnt gleichzeitig mit der ersten Veröffentlichung aus einer Materialsammlung „Rundfunk im Dritten Reich“. — Der „Volksfunk“ kann bei jeder Postanstalt für monatlich 96 Pf. einschließlich Anstellgebühr wie auch bei jeder Buchhandlung bestellt werden. Kostenlose Probehefte fordert man vom „Volksfunk“-Verlag, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Woher stammen die Zigeuner?

Das romantische Wandervolk der Zigeuner tauchte, so kann man es immer wieder lesen, schon im 9. Jahrhundert in Byzanz auf, im 14. Jahrhundert etwa in Deutschland und bald darauf in ganz Europa. Heute ist es sogar in Nordamerika verbreitet. Die Heimat der Zigeuner soll Indien sein, und auf ihrem Wege sollen sie über Persien gelangt sein. In der Tat ist ihre Sprache mit der indischen verwandt und enthält auch persische Brocken. Merkwürdigerweise aber scheint bei dieser Annahme eine alte Literaturstelle übersehen worden zu sein, wonach die Zigeuner schon vor weit längerer Zeit in Europa heimisch waren, — eine Stelle in dem Geschichtsbuch des griechischen Schriftstellers Herodot nämlich, aus dem 5. vordchristlichen Jahrhundert. In seinem großen weltgeschichtlichen Werke erzählt Herodot vom Volke der Siganer, das medische Tracht trage und keine schwächliche Pflanze besitze, die aber, vor dem Regen gespannt, sehr schnell leere; die Siganer führen deshalb auf Wagen. Name und Herkunft wie auch die Angabe, daß die Siganer auf Wohnwagen lebten — genau wie ihre Nachkommen —, machen es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Volk kein anderes als die Zigeuner gewesen ist. Für diese Annahme spricht noch mehr als alles andere der Umstand, daß der griechische Geschichtsschreiber die Länder nördlich des Jnnros, d. h. der Donau, als den hauptsächlichsten Wohnsitz des fahrenden Volkes angibt; das ist das heutige Rumänien und Ungarn. Diese Länder aber sind auch heute noch die wahre Heimat der Zigeuner.

Die Wahlkanone

Von C. F. Hiesgen.

Im Dorfe nannten sie ihn den Betrücker. Ein Granatplitter hatte sein reiches Auge zerkratzt und Chirurgen hatten jahrelang an einem Schilde herumgehämmert und abgedröhnt, bis er auf einem Auge blind und als Hundertprozentiger entlassen wurde. Er wußte, daß man mit Fingern auf ihn zeigte. Wurde ihm der Spott zuviel, rief er mit geballter Faust zurück: „Es ist noch nicht aller Tage Abend!“

Man sah ihn stundenlang am Wege sitzen, das eine Auge angehängt über eine Zeitung geöffnet, die nur die kleinen Bauern im Dorfe lasen.

Einige Wochen vor der Wahl lief bei der Post ein Paket an Lucien's Adresse ein.

Was er gina, die Sendung in Empfang zu nehmen, spottete der Bürgermeister, der mit einer Gruppe dicker Landjunker auf dem Wege stand: „Se, Lucien, schißt das der Dösel aus Amerika!“

„Wollt davon nichts für uns ab?“

„Wann sollt ihr beiseiten genug bekommen?“ rief Lucien gleichmütig zurück.

Stuhlendes Gelächter schallte hinter ihm her.

Am anderen Morgen, beim ersten Hahnenschrei, lebten an allen Türen und Fenstern die Plakate mit dicken Lettern:

Auf zur Wahl!

Jeder Telegraphenmast, jeder Kilometerstein ins Dorf hinein und hinaus bis in die umliegenden Ortschaften riefen auf zur Wahl. An allen Brunnen, sogar an den alten Linden vor der Bürgermeisterei leuchteten die Wahlaufträge. Überall im Dorfe standen und lasen die Landarbeiter die Plakate. Die Knechte blieben vor der Stalltür stehen, ehe sie die Pferde schürzten und die Mädchen hängerten ihre Wäsche nieder, um begierig zu studieren.

„Wann kommt der Bürgermeister hin und her.“

„Was tun?“ — Was tun?“

Um die Mittagszeit predigten sämtliche Einpäuner der Herren Junfer aus der Umgegend hin zur Bürgermeisterei.

Der Krampnitz bekam alle Hände voll zu tun.

Als Mitternacht schon Bürgermeister und Junfer hinter verschlossenen Türen und herabschliefen.

„Da kann nur eines helfen, um Futore zu machen!“ wisperte der Anstifter seine Schlaubeit dem Grafen Speckhüffel ins Ohr.

„Jamos! — Jamos!“ lachten und brüllten die Herren, als der Anstifter sein Gesichtnis in Dorfhaus brachte.

Am Sonntag vor der Wahl kam auf der nahegelegenen Eisenbahnstation ein erobertes Geschütz, eine Kanone, eine sogenannte Kriegskanone an. Sämtliche hauswirtschaftlichen Berete des Kreises

waren mit ihren Föhnen und Föhren aufgebunden, das Siegesgeschütz mit Trommeln und Trompeten in das Dorf zu bringen.

Der Bürgermeister schlachtete das schwerste Schwein. Der Bauernbund spendierte einen fetten Bullen. Der Anstifter gab zweihundert Liter Wein.

Der Krampnitz baute Zelte auf dem Markt. Hühnerhühner sollten die Einladungen der Trochäe in das Dorf verkünden.

Die Junfer mit Kuppis im Speckhüffel trübten wie die Säbne über den Marktplatz. Sie sprangen wie tollende Futur um das Geschütz, das auf seinen morghen Räder wie eine Drehorgel über das Pfahler holperte. Vor der Bürgermeisterei starrte das verrostete Eisenmaul in den blauen Himmel.

Als die Reihe der Redner auszuwadrionierte hatte, und die Herren zum Imbiß in der Bürgermeisterei verschwand, sprang Lucien vor das Geschütz. Die Wern quollen ihm um Stirn und Hals und in der Sprache und Gebärde der Bauern zeltete er auf seine leere Augenhöhle und auf das Geschütz: „Volksgeossen!“

Das hier ist das Wortversteck, das mir das Auge aus dem Schilde riß! — Alle Krieger, die entstanden und entlohen, sind die Schandtat und das Verbrechen jener, die befehlen, in diesem Zeichen zu wählen! — Mit meinem ausgerissenen Auge und mit eurem Schwelch und Blut wollen sie weiter Kanonen und Kriegsgewinne machen! — Um unserer Kinder willen verbündet und erwirbt die Küge, die unser Leben will! — Gehst hin zur Wahl, indem ihr jene niederstimmt, die euch befehlen im Zeichen der Kanone zu wählen! — Nieder mit jenen, die dieses Wortversteck in das Dorf gebracht! — Das ihr es wist, sie loden mit Wein und Wrat! — Hier trinkt und ist sich jeder sein Gericht! — In diesem Augenblick gibt es für uns nur einen Ruf: Nieder mit den Kriegergeossen!

Ein Für und Wider bewachte die Menge auf dem Platze. Aber der Keil war zu spüren, den Lucien in die Bevölkerung hineintrief. Ein großer Teil der Dorfbewohner zeigte Lucien offene Sympathie und ging nach Hause.

Das Wahllokal des Kreises war die Bürgermeisterei. Mit Wohllicht hatte man die Kanone dort aufgestellt. Drei Tage vor der Wahl slänste das eroberte Geschütz im frischen Ladanstrich.

Lucien rannte Tag und Nacht von Haus zu Haus, dorfein, dorfaus, bis zur entlegenen Rate. Am Tage vor der Wahl lagen frimorgens neue Flugblätter auf allen Tischen in den Gehirnbüchern. Unter jede Tür, hinter jede Fensterrade war sorgsam ein Blatt geschoben. So verschaltete sich Lucien das letzte Wort.

Die Junfer waren ihrer Sache sicher. Sie belachten die Lauferei des Betrücker.

Ihre Wahlkanone war zu gut plaktiert.

„Morgen ist Wahl!“ riefen ladend die Landarbeiter Lucien zu, als sie am Abend von den Feldern in das Dorf heimkehrten.

„Ein Wetter steht auf!“ wisperte Lucien den Arbeitern zu und zeigte auf den Himmel, der die Sonne in Schwefelmolken ersäufte. Die stehende Hitze des Tages wurde zur schwülen, drückenden Nacht. An Stelle der Sterne loderten feuer-schleudernde Klise

über die Säben. Peitschende Donnerschläge zerrissen die Atmosphäre. Fenster und Türen lagen unter Schloß und Riegel. Kein Hund wagte sich aus seiner Hütte.

Im strömenden Regen schlich sich Lucien die Lindentriebe am Markt entlang hin zum Geschütz. Er schob die Steine von den Rädern der Kanone weg, hob den Lafettenschwanz, schwenkte ihn hin und her und rollte das Geschütz die Dorfstraße hinab, dem Steinbruch zu. Dann, wenige Schritte vor dem Ziel, ließ er das Fahrzeug los, daß es raschend den steilen Hang hinunterstürzte und im tiefen Teich des Steinbruchs aufschäumend verlor.

Der Sonntag brachte schönes Wetter und — einen sozialdemokratischen Abgeordneten, der für eroberte Kanonen kein Interesse hat.

Allerlei

Das Tonfilm-Verbrecherverbaltum. Die Polizeibehörde von Philadelphia hat den Versuch gemacht, auch den Tonfilm in den Dienst der Kriminalistik zu stellen. Sie verläßt sich offenbar nicht mehr auf Fingerabdrücke, sondern glaubt offenbar noch mehr an die Unveränderlichkeit der menschlichen Stimme. Deshalb stellt sie von den Verbrechern nicht nur Fingerabdrücke, sondern auch Tonfilmufnahmen der Stimme her. Diese Tonfilmufnahmen können beliebig vervielfältigt und anderen Polizeibehörden zur Verfügung gestellt werden. Aber noch in anderer Beziehung sind diese Tonfilmufnahmen von Bedeutung. Sie können wichtige gerichtliche Dokumente abgeben, insofern nämlich, als das Gericht sich selbst davon überzeugen kann, unter welchen Umständen ein Geständnis des Verbrechers zustande gekommen ist. Die Verbrecher widerrufen bekanntlich vielfach ihre Geständnisse mit der Begründung, daß diese ihnen erpreßt worden seien. In solchen Fällen ist naturgemäß die Aufnahme der Umstände des Geständnisses von größter Bedeutung für die Urteilsfindung.

Die lebende Schlange im Wagen. Eine aufregende Nachricht kommt aus dem Gebiet der Annemasse in der französischen Schweiz, wo die in der Ortschaft Châtolet ansässige Madame Benet in ihrem Wagen seltsamerweise eine Wiper beherbergt. Vor einiger Zeit bemerkte Madame Benet, eine Wiper von etwa fünfzähliger Größe, daß sich irgend etwas in ihrem Wagen bewege. Beunruhigt wandte sie sich an einen Arzt, der sie einer Röntgenuntersuchung zuführte und dann voll Ueberzeugung feststellen mußte, daß Frau Benet in ihrem Wagen beherbergt eine Schlange von etwa 50 Zentimeter Länge beherbergt. Die Frau fürchte den unheimlichen Gast aller Wahrscheinlichkeit nach beim Wassertrinken noch als ganz kleines Tier in sich aufgenommen haben, wonach die Wiper in dem Wagen nun zu so stattlicher Größe herangewachsen ist. Frau Benet wurde in eine Klinik gebracht, wo ihr täglich starke Brechmittel verabreicht werden, die bisher aber nicht zur Entfernung der Schlange geführt haben. Eine Operation scheint unüberwindlich.